

Prof. Dr. Nicolas Pethes

Memoria. Rhetorisches Gedächtnis und literarische Erinnerung

Materialband

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

M 1 – Walter J. Ong: Das Schreiben konstruiert das Denken neu	2
M 2 – Karl-Heinz Göttert: Stilistik	21
M 3 – Cicero: Vom Redner (Auszug)	36
M 4 – Stefan Goldmann: Statt Totenklage Gedächtnis	38
M 5 – Frances A. Yates: Gedächtnis in der Renaissance	51
M 6 – Jean-Philippe Antoine: Ars memoriae – Rhetorik der Figuren	65
M 7 – Nicolas Pethes: Die Geburt der Mnemotechnik aus dem Zusammenbruch der Architektur	76
M 8 – Aleida Assmann: Zur Metaphorik der Erinnerung	85
M 9 – Renate Lachmann: Die Unlösbarkeit der Zeichen	97
M 10 – Anselm Haverkamp: Die Gerechtigkeit der Texte	113
M 11 – Georg Christoph Tholen: Anamnesen des Undarstellbaren	119
M 12 – Walter Benjamin: Erfahrung und Armut	127
M 13 – Walter Benjamin: Zum Bilde Prousts	131
M 14 – Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte	139
M 15 – W.G. Sebald: Ein Versuch der Restitution	146

IV. Das Schreiben konstruiert das Denken neu

Die neue Welt des autonomen Diskurses

Ein tieferes Verständnis der alten oder primären Oralität ermöglicht uns auch ein besseres Verständnis der neuen Welt der Schrift. Was ist sie, was sind eigentlich literalisierte Menschen? Es sind Wesen, deren Denkprozesse den einfachen Naturprozessen nicht urwüchsig, sondern in einer von der Technologie des Schreibens geprägten Weise entspringen. Ohne die Schrift könnte das literalisierte Bewusstsein nicht so denken, wie es denkt, nicht nur dann, wenn es sich mit dem Schreiben beschäftigt, sondern auch, wenn es seine Gedanken in oraler Weise ausdrückt. Mehr als jede andere Erfindung hat das Schreiben das menschliche Bewußtsein verändert.

Das Schreiben ermöglicht das, was man „kontext-freie“ Sprache (Hirsch 1977, S. 21–23, 26) oder „autonomen“ Diskurs (Olson 1980 a) nannte, einen Diskurs also, der nicht wie die orale Rede befragt oder angefochten werden kann, weil er sich nämlich von seinem Autor unabhängig gemacht hat.

Orale Kulturen kennen eine Art autonomen Diskurses in Form fester ritualisierter Formeln (Olson 1980 a, S. 187–194; Chafe 1982), auch in Form prophetischer Sprichwörter und Prophezeiungen, denen der Sprechende lediglich das Medium ist. Das Delphische Orakel war für die Prophezeiungen nicht verantwortlich, denn sie galten als die Stimme des Gottes. Die Schrift und mehr noch das Gedruckte besitzen etwas von dieser prophetischen Qualität. Wie das Orakel oder der Prophet entfernt das Buch eine Äußerung von der Quelle, die in Wahrheit das Buch ‚sagte‘, vielmehr schrieb. Wenn man zur Quelle, zum Autor vordringen könnte, könnte man jemanden belangen, allein, wo in einem Buch befindet sich der Autor? Man kann einen Text nicht unmittelbar zur Verantwortung ziehen. Nach totaler und vernichtender Kritik bleibt er doch stets der alte. Dies ist ein Grund dafür, daß der Ausdruck „es steht geschrieben“ gewöhnlich wie der Ausdruck „es ist wahr“ verstanden wird. Es ist auch ein Grund dafür, daß Bücher verbrannt worden sind. Wenn ein Text etwas behauptet, das der Meinung der ganzen Welt zuwiderläuft, dann tut er das, solange er als Text existiert. Texte sind per se widerspenstig.

Walter J. Ong: *Oralität und Literalität*.

Die Technologisierung des Wortes,

Opladen 1987

Plato, das Schreiben und die Computer

Es wird die meisten Menschen sehr verwundern, daß die gleichen Einwände, die heute gewöhnlich gegen Computer vorgebracht werden, von Plato im *Phaidros* und im *Siebten Brief* gegen das Schreiben angeführt wurden. Schreiben, dies läßt Plato Sokrates im *Phaidros* sagen, ist unmenschlich, weil es so tut, als könne man außerhalb des Denkens etablieren, was in Wahrheit nur innerhalb der Denkprozesse stattfinden kann. Es ist ein Ding, ein hergestelltes Etwas. Dies wird natürlich auch über Computer gesagt. Zweitens behauptet Plato Sokrates, die Schrift zerstöre das Gedächtnis, man werde vergeßlich, indem man sich auf Außerliches anstatt auf innere Kräfte verlasse. Das Schreiben schwäche das Denken. Heute befürchten nicht nur Eltern, daß Taschenrechner eine dem Menschen äußerliche Quelle für das sein könnten, was besser aus auswendiggelehrten Multiplikationstafeln zu stammen habe. Rechner schwächen das Denken, nähmen ihm die Arbeit ab, aus der es seine Kraft beziehe. Drittens kann man einen geschriebenen Text grundsätzlich nicht befragen. Wenn man eine Person bittet, ihre oder seine Äußerung zu erklären, kann man diese Erklärung erhalten; befragt man hingegen einen Text, bekommt man nur die oftmals törichten Wörter zu sehen, die bereits Anlaß für die Frage waren. Die aktuelle Kritik der Computertechnik trägt die gleichen Einwände vor: „Blödsinn rein, Blödsinn raus.“ Viertens wendet Plato Sokrates, indem er auf der kriegerischen Mentalität oraler Kulturen beharrt, gegen das geschriebene Wort ein, es könne sich nicht wie das natürliche gesprochene Wort zur Wehr setzen: Das wirkliche Reden und Denken existiere stets und wesentlich in einem interpersonellen Kontext; Schreiben sei passiv, äußerlich, in einer irrationalen, unnatürlichen Welt angesiedelt. Dies gilt auch für Computer.

A fortiori ist auch das Drucken durch diese Einwände zu treffen. Diejenigen, die sich über Platos Ausführungen wundern, werden sich noch mehr darüber wundern, daß auch die Erfindung des Druckens ähnliche Befürchtungen hervorrief. Hieronimo Squarciafico, der den Druck der lateinischen Klassiker beförderte, meinte 1477, daß „das Überangebot an Büchern die Menschen weniger gelehrt machen könnte“ (nach Lowry 1979, S. 29–32): Es zerstöre das Gedächtnis und schwäche den Geist, indem es ihm die Arbeit abnehme (wie der Taschenrechner!), mit Hilfe des Nachschlagewerkes degradiere es den weisen Mann und die weise Frau. Natürlich betrachteten andere das Drucken als große Chance. Jeder werde eine weise Frau oder ein weiser Mann (Lowry 1979, S. 31–32).

Platos Position hatte eine Schwäche: Um seinen Einwänden Wirkung zu verschaffen, mußte er sie schriftlich formulieren. Um die Einwände gegen das Drucken zu verbreiten, mußten die Kritiker ihre Meinungen drucken lassen. Die Schwäche der Computerkritik besteht darin, daß ihre Verfasser

sie in Artikeln formulieren, die wiederum mit Hilfe von Computermitteln ausgedruckt werden. Die Schrift, der Druck, die Computertechnologie – das sind Meilensteine der Technologisierungsgeschichte des Wortes. Ist erst das Wort technologisiert, gibt es keinen effektiven Weg, dies zu kritisieren, es sei denn mit Hilfe fortgeschrittenster technischer Errungenschaften. Darüber hinaus wird die neue Technologie nicht nur dazu benutzt, die Kritik zu befördern, sie erzeugt vielmehr erst die Kritik. Platos philosophisch-analytisches Denken, einschließlich seiner Kritik des Schreibens, wurde, wie wir sahen (Havelock 1963), durch Auswirkungen des Schreibens auf die mentalen Prozesse erst ermöglicht.

In der Tat war, wie schon Havelock (1963) dies zeigte, Platos ganze Epistemologie unwissenschaftlich eine programmatische Zurückweisung der alten oralen, mobilen, warmen und mitmenschlichen Welt der oralen Kultur (die von den aus Platos Staat gewiesenen Poeten repräsentiert wurde.) Der Terminus *idea*, die Form, bezieht sich auf Visuelles. Er entstammt derselben Wurzel wie das lateinische *video*, sehen, und wie Vision oder Videorekorder. Die platonische Form wurde in Analogie zur sichtbaren Form gewonnen. Die platonischen Ideen sind stimmlos, immobil, kühl, nicht interaktiv, sondern isoliert, nicht Teil des menschlichen Lebens, sondern vollkommen jenseits von ihm. Plato selbst war sich natürlich der psychischen Kräfte nicht bewußt, die in seinem Unbewußten arbeiteten und die die beschriebene Reaktion oder Überreaktion einer literalisierten Person gegenüber residualer Oralität hervorriefen.

Solche Überlegungen ermuntern uns, über die Paradoxien nachzudenken, welche im Verhältnis zwischen originär gesprochenem Wort und allen seinen technologischen Transformationen zu finden sind. Der Grund für die qualitären Veränderungen ist offenbar in der unerbittlichen Reflexivität des Denkens zu suchen, das selbst die äußeren Hilfsmittel, mit deren Hilfe es seine Arbeiten ins Werk setzt, „internalisiert“, das heißt zu Teilen des eigenen Reflexionsprozesses macht.

Eine der aufregendsten dem Schreiben inhärenten Paradoxien ist seine enge Verwandtschaft mit dem Tod. Diese Assoziation verbirgt sich auch in Platos Vorwurf, die Schrift sei inhuman, verdinglicht, sie ersetze die Kraft der Erinnerung. Sie ist auch in zahllosen anderen Ausführungen über das Schreiben (und/oder das Drucken) unübersehbar. Man kann sie in Zitatenlexika verfolgen, angefangen vom 2. Korintherbrief (3,6), „der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“, und Horaz' Bemerkung über seine drei Odenbücher, „Ich habe ein Denkmal errichtet, dauerhafter als Erz“ (Oden III, 30, 1), womit er seinen eigenen Tod vorhersagt, bis hin zu Henry Vaughans Beteuerung gegenüber Sir Thomas Bodley, daß in dessen Bibliothek in Oxford „jedes Buch ein Epitaph für ihn“ sei. In *Pippa Passes* weist Robert Browning auf den immer noch weit verbreiteten Brauch hin, frische Blumen

zwischen die Seiten eines Buches zu legen: „verwelkte gelbe Blüten/zwischen Seite und Seite“. Die tote Blume, die einst lebendige, ist das psychische Äquivalent des verbalen Textes. Paradox ist die Tatsache, daß gerade die Abgestorbenheit des Textes, seine Entfernung von der lebendigen Welt, seine strenge Beschränkung auf das Sehen es sind, die seine Fortdauer sowie die Möglichkeit seiner Wiederbelebung innerhalb eines grenzenlosen Kontextes im Leben unendlich vieler Leser garantieren (Ong 1977, S. 230–271).

Das Schreiben ist eine Technologie

Plato hielt das Schreiben für eine äußerliche, fremde Technologie. Viele Leute denken heute ähnlich über die Computertechnologie. Wir haben das Schreiben heute derartig tief verinnerlicht und zum Teil unseres Wesens gemacht, wie dies zu Platons Zeiten noch undenkbar war (Havelock 1963). Deswegen fällt es uns schwer, das Schreiben in der Weise als Technologie zu begreifen, in der wir gewöhnlich das Drucken sowie die Computertechnik als Technologie auffassen. Schreiben (und besonders das alphabetische) ist jedoch eine Technologie, die den Gebrauch von Werkzeugen und anderer Ausrüstung voraussetzt: Man braucht Bleistifte, Pinsel, Feder, es bedarf sorgfältig präparierter Oberflächen wie des Papiers, der Tierhäute, der Holzstücke, man braucht Tinte und Farben und vieles mehr. Clanchy (1979, S. 88–115) erläutert diese Frage recht umständlich in ihrem mittelalterlichen Kontext. Er nennt das Kapitel „Die Technologie des Schreibens“. Das Schreiben ist in gewissem Sinn die drastischste der drei Technologien. Es begann, was das Drucken und die Computer nur fortsetzten, nämlich die Reduktion des dynamischen Klanges zum unbewegten Raum, auch die Abtrennung des Wortes vom Lebenszusammenhang, in dem allein gesprochene Wörter existieren können.

Im Gegensatz zur natürlichen, oralen Rede ist das Schreiben vollkommen künstlich. Man kann nicht ‚natürlich‘ schreiben. Die orale Rede ist in dem Sinn natürlich für den Menschen, daß jeder Mensch in jeder Kultur, sofern er nicht körperlich oder geistig behindert ist, sprechen lernt. Das Sprechen erschafft das bewußte Leben, ins Bewußtsein steigt es aus der Tiefe des Unbewußten, obgleich dies natürlich mit bewußter und unbewußter Unterstützung der Gesellschaft geschieht. Grammatische Regeln leben in dem Sinn im Unbewußten, daß man sie benutzen kann, ja neue Regeln bilden kann, ohne in der Lage zu sein, sie genau zu benennen.

Das Schreiben oder die Schrift unterscheiden sich stets von der Rede, weil sie nicht notwendig dem Unbewußten entstiegen. Der Prozeß, der Sprache in Schrift verwandelt, wird beherrscht von bewußt ersonnenen, benennbaren Regeln: Zum Beispiel steht ein bestimmtes Piktogramm für

ein bestimmtes Wort, oder *a* repräsentiert ein bestimmtes Phonem, *b* ein anderes usw. (Es soll hierdurch nicht geleugnet werden, daß die Schreibersituation, die vom Schreiben erzeugt wird, sehr wohl unbewußte Prozesse freisetzt, die den Akt des Schreibens begleiten, hat man erst einmal die genauen Regeln erlernt. Doch hierzu später mehr.)

Wenn ich sage, Schreiben sei künstlich, will ich es dadurch nicht abwerten, sondern loben. Genau wie andere künstliche Schöpfungen, ja mehr noch als alle anderen, ist es unschätzbar wertvoll und von wesentlicher Bedeutung für die Realisierung des ganzen humanen Potentials. Technologien bieten nicht nur äußerliche Hilfe, sondern sie haben auch eine innere Komponente, sie sind innerliche Bewußtseinsentwicklungen, und sie sind es besonders dann, wenn sie sich auf das Wort auswirken. Solche Entwicklungen können aufregend sein. Das Schreiben steigert die Bewußtheit. Entfernung vom natürlichen Milieu kann uns nützen, sie ist in vieler Hinsicht unabdingbar für das menschliche Leben. Um zu leben, um voll zu verstehen, benötigen wir nicht nur Nähe, sondern auch Entfernung. Schreiben schafft diese Entfernung, dient so, wie nichts anderes, dem Bewußtsein.

Technologien sind künstlich, aber — paradox genug — Künstlichkeit ist dem Menschen wesentlich. Sorgfältig intertortisierte Technologie degradiert das menschliche Leben nicht etwa, sondern erhöht es im Gegenteil. Das moderne Orchester zum Beispiel ist das Ergebnis hoher Technologie. Die Violine ist ein Instrument, gewissermaßen ein Werkzeug. Eine Orgel ist eine riesige Maschine, mit Kraftquellen — Pumpen, Blasebälgen, Generatoren — alles dem Spieler vollkommen äußerliche Dinge. Beethovens Partitur zu seiner 5. Sinfonie besteht aus sehr sorgfältigen Anweisungen für hochspezialisierte Techniker, in denen er genau vorschreibt, wie die Werkzeuge zu benutzen sind. *Legato*: Nimm die Finger nicht von der Taste, che du die nächste angeschlagen hast. *Staccato*: Schlag die Taste an und nimm sofort die Finger weg. Und so geht es weiter. Wie Musikwissenschaftler wohl wissen, ist es zwecklos, eine elektronische Komposition wie etwa Morton Subotniks *The Wild Bull* aus dem Grund abzulehnen, daß die Klänge von mechanischen Vorrichtungen produziert werden. Was glaubt man, woher der Klang der Orgel kommt? Oder der Klang der Violine oder sogar der Pfeife? Tatsache ist, daß ein Geiger oder ein Organist, indem sie eine mechanische Vorrichtung benutzen, etwas ergreifend Menschliches ausdrücken können, was ohne diese Vorrichtung nicht ausgedrückt werden könnte. Um das zu erreichen, müssen Geiger und Organist natürlich die Technologie intertortisiert haben, müssen sie das Werkzeug oder die Maschine zu ihrer zweiten Natur verwandelt haben, zum Teil ihrer eigenen Psyche. Dies bedarf jahrelangen Studierens der Technik, wie das Instrument zum Klingen zu bringen ist. Solch eine Verinnerlichung eines Werkzeuges, solch ein Erlernen einer Technologie kann die menschliche Psyche bereichern, den menschl-

chen Geist erweitern, das innere Leben intensivieren. Das Schreiben ist mehr noch als die instrumentale Musik eine tief interiorisierte Technologie. Um aber die Schrift zu begreifen – was auch heißt, ihr Verhältnis zu ihrer Vergangenheit, der Oralität, zu begreifen –, muß stets daran erinnert werden, daß sie eine Technologie ist.

Was ist „Schreiben“, was ist die „Schrift“?

Das Schreiben, im genauen Wortsinn: die Technologie, welche die intellektuelle Aktivität des modernen Menschen geformt und befördert hat, ist menschheitsgeschichtlich gesehen eine sehr späte Entwicklung. Der *homo sapiens* existiert vielleicht seit 50 000 Jahren (Leakey und Lewin 1979, S. 141 und 168). Die erste Schrift, besser gesagt: das erste Schreiben, das wir kennen, wurde von den Sumerern in Mesopotamien erst etwa 3500 v. Chr. entwickelt (Diringer 1953; Gelb 1963).

Schon viele Jahrtausende vorher hatten die Menschen Bilder gemalt. Auch verschiedene Methoden der Aufzeichnung oder *aïdes-mémoire* waren in den jeweiligen Gesellschaften benutzt worden: ein gekerbter Stock, Reihen aus Kieselsteinen, andere gekerbte Gegenstände wie etwa das Quipu der Inkas (ein Stock mit Schnüren, an denen weitere Schnüre befestigt waren), die „Winterzahl“-Kalender der amerikanischen Indianer der Ebene usw. Aber eine Schrift ist nicht nur eine Gedächtnisstütze. Sogar wenn sie piktographisch ist, ist sie mehr als eine Aneinanderreihung von Bildern. Bilder repräsentieren Gegenstände. Das Bild eines Mannes, eines Hauses und eines Baumes sagt zunächst gar nichts. (Wenn ein genauer Kode oder ein Konventionsrahmen hinzugefügt ist, ist dies anders: Aber ein Kode ist nicht in Bildern auszudrücken, es sei denn, ein weiterer Kode würde zur Hilfe genommen. Schließlich müssen die diversen Kodes durch etwas entschlüsselt werden, das über die Bildersprache hinausreicht; es ist, in Worten oder in einem menschlichen Kontext ausgedrückt, das menschliche Verständnis.) Eine Schrift im Sinne echten Schreibens, als die wir sie hier verstehen, kann nicht nur aus Bildern oder Repräsentanten von Dingen bestehen, sie muß die Praxis der Sprache repräsentieren, Wörter, die jemand tatsächlich oder imaginativ ausspricht.

Natürlich kann man jedes semantische Zeichen zur Schrift zählen, das heißt jedes sichtbare oder fühlbare Zeichen, das ein Individuum als Bedeutungsträger wählt. Somit könnte schon ein einfacher Kratzer auf einem Felsen oder eine Kerbe in einem Stock, die nur derjenige interpretieren kann, der sie gehauen hat, als „Schrift“ bezeichnet werden. Wenn Schrift so verstanden wird, kann man ihr Alter wohl mit demjenigen des Sprechens vergleichen. Untersuchungen jedoch, die unter „Schrift“ jedes sichtbare oder

fühlbare bedeutungstragende Zeichen verstehen, verwechseln sie mit rein biologischen Verhalten. Wann wird aus einem Fußabdruck oder einem Depot aus Fäkalien oder Urin (viele Tierarten benutzen diese Kommunikationsform – Wilson 1975, S. 228–229) eine „Schrift“? Man trivialisiert die Bedeutung des Terminus „Schrift“, wenn er so extensiv gebraucht wird, wenn er jedes semiotische Zeichen einschließt. Nicht als einfache semiotische Zeichen aufkamen, geschah der kritische und einzigartige Durchbruch des menschlichen Bewußtseins zur neuen Welt der Erkenntnis. Vielmehr bedurfte es hierfür eines kodierten Systems sichtbarer Zeichen, durch welches ein Schreibender den genauen Wortlaut festlegen konnte, den der Leser aus dem Text würde entstehen lassen. Dies ist es, was wir heute im begrifflichen exakten Sinne unter Schreiben verstehen.

Mittels des Schreibens oder der Schrift in dieser genauen Bedeutung legen die kodierten visuellen Zeichen die Wörter genau fest. Die im Klang enthaltenen komplizierten Strukturen und Referenzen können so in ihrer jeweiligen spezifischen Komplexität visuell exakt aufgezeichnet werden. Indem sie in dieser Weise aufgezeichnet sind, ermöglichen sie die Produktion noch feinerer Strukturen und Referenzen, die bei weitem das Potential oraler Vorführungen übertreffen. Schreiben in diesem gewöhnlichen Sinn war und ist die wichtigste technologische Entwicklung der Menschheit. Es ist kein bloßes Anhängsel des Sprechens. Weil es dieses aus seinem oral-auralen Zusammenhang befreit und zur neuen Welt des Schauens emporhebt, transformiert es Sprechen und Denken gleichermaßen. Kerben in Stäben und andere *aïdes-mémoire* führen zum Schreiben hin, aber sie konstruieren nicht wie das wirkliche Schreiben die Lebenswelt der Menschen neu.

Wirkliche Schriftsysteme können sich – und tun es im allgemeinen auch – aus roheren Gedächtnisstützen entwickeln. Es gibt Zwischenstufen. In einigen Codesystemen wie im System der Vai in Liberia (Scribner und Cole 1978) und bei den ägyptischen Hieroglyphen kann der Schreiber nur annähernd vorher bestimmen, was der Leser entziffern wird. Die genaueste Kontrolle liefert das Alphabet, obwohl auch dieses niemals in allen Fällen perfekt funktioniert. Viele gleichgeschriebene und gleichlautende Wörter sind mehrdeutig; oft bedarf es auch eines extra-textuellen Zusammenhangs, um den Sinn eines Wortes zu erschließen. Doch das sind Ausnahmen. Wie viele dieser Ausnahmen es gibt, hängt von der Perfektion ab, mit der das Alphabet auf eine gegebene Sprache zugeschnitten ist.